echo der arbeit



thyssenkrupp Corporate Archives

7
3 W 2503 D
JUNI 1961
NUR FÜR BETRIEBSANGEHÖRIGE

10 Jahre Mitbestimmungsgesetz

Am 21. Mai dieses Jahres ist das Gesetz über die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in den Betrieben der Eisen und Stahl erzeugenden Industrie und des Bergbaus zehn Jahre alt geworden.

Nach diesem Gesetz müssen die Aufsichtsräte der Stahl- und Kohlegesellschaften paritätisch besetzt, d. h. zur Hälfte von Arbeitnehmern bestellt sein. Dadurch soll die Gleichstellung von Kapital und Arbeit zum Ausdruck kommen. Darüber hinaus war ein besonderes Merkmal im Zuge der Neuorganisation der Montanindustrie die Einführung des Arbeitsdirektors als gleichberechtigtes Vorstandsmitglied, dessen Aufgaben so zahlreich und vielgestaltig sind wie die menschlichen Probleme im Betrieb schlechthin.

Bereits seit 1947, als durch alliierten Machtspruch die ersten vier eisenschaffenden Werke aus den Konzernverbindungen ausgegliedert und als neue Aktiengesellschaften rechtlich verselbständigt wurden, wird die Mitbestimmung praktiziert, bevor sie am 10. April 1951 vom Deutschen Bundestag zum Gesetz erhoben wurde. Dieses Gesetz wurde am 21. Mai 1951 im Bundesgesetzblatt veröffentlicht und trat damit in Kraft. In dem 1957 erschienenen Buch „Der Kampf um die Montan-Mitbestimmung" schreibt Dr. Erich Potthoff, es sei — historisch gesehen — vielleicht ein Unglück, daß die Mitbestimmung im Zuge der Entflechtung eingeführt wurde, habe sie doch mit den Entflechtungsmaßnahmen der Alliierten so gut wie überhaupt nichts zu tun, sondern sei einzig und allein dem Willen entsprungen, die Wirtschaft zu demokratisieren. Daß die Gewerkschaften sich nach 1945 — zu der Zeit also, als die Alliierten mit der Entflechtung der beschlagnahmten Werke begannen — sich daran machten, diesen Gedanken von der Demokratisierung der Wirtschaft Gestalt zu verleihen, dürfe nicht dazu verleiten, beide Phänomene in einen Topf zu werfen.

Keine Maßnahme in der Wirtschaft hat soviel Widerhall gefunden wie seinerzeit die Einführung der Mitbestimmung als Form einer neuen Betriebsverfassung. Die zahlreichen Buchveröffentlichungen und Beiträge zur Mitbestimmung in Zeitschriften und Zeitungen sind ein sprechender Beweis dafür. Wie bei allen Vorgängen in unserer schnellebigen Zeit, ist auch bei der Mitbestimmung vieles in Vergessenheit geraten, was die Entwicklung dieses bedeutsamen sozialpolitischen Prozesses letztlich beeinflußt hat.

Das Verhältnis von Gesellschaft, Freiheit des Individuums und Eigentum ist, wie alle sozialen Vorgänge, ein ständiger komplexer Prozeß, der von der Haltung der daran beteiligten Menschen geformt wird. So ergeben sich durch das Mitbestimmungsgesetz nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten für die Arbeitnehmer, von denen das Funktionieren der Mitbestimmung weitgehend abhängt. Diese Pflichten lassen sich zusammenfassen in den Postulaten: Mitwissen, Mitbestimmen, Mitverantworten.

Die Arbeitnehmer haben sich das Recht zum Mitbestimmen ausdrücklich in einem Gesetz bestätigen lassen. Das Gesetz zeigt dabei lediglich die Spielregeln auf, nach denen verfahren werden muß. Ausgangspunkt dafür ist das Wissen um die Menschenwürde, und das vornehmste Ziel ist ihre Erhaltung auch im Betrieb.

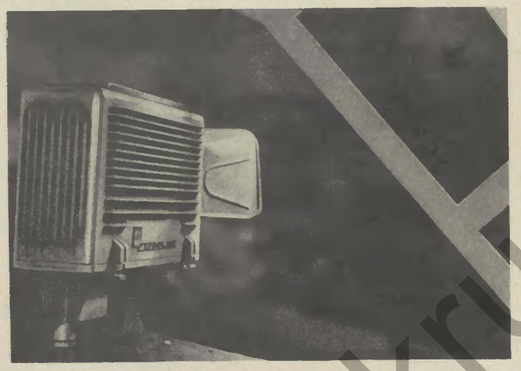


UNSER TITELBILD:

Der Bau unserer Sinteranlage hat der Walsumer Rheinfront ein neues Gesicht gegeben. Vor allem der 140 m hohe Kamin ist zu einem bis weit in den Weseler Raum hinein sichtbaren Wahrzeichen geworden.

echo der arbeit Werkzeitschrift der Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft, Oberhausen (Rhld.). Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Redaktion: Karl-Heinz Sauerland. Anschrift der Redaktion: Oberhausen (Rhld.), Essener Straße 66 (Hauptverwaltung), Telefon 24681, Werksruf 4267 u. 2347. Die Zustellung erfolgt kostenlos. Textbeiträge, die mit dem Namen des Verfassers gekennzeichnet sind, stellen die Meinung des Autors und nicht unbedingt die der Redaktion dar. Druck: VVA-Druck, Vereinigte Verlagsanstalten Oberhausen (Rhld.) und Düsseldorf. Klischees: Vignold, Essen.





▲ Die Fernsehtechnik ist eine wertvolle Hilfe in der Produktion. Ein Blick auf den Bildschirm ermöglicht dem Brammensteuerer Willi Buss den Produktionsvorgang zu übersehen, um schon vor dem letzten Stich für laufende Anlieferung des Walzmaterials zu sorgen.

◀ An einigen Stellen des Betriebes sind Kameras eingebaut, durch die der Produktionsablauf aufgenommen und auf die Bildschirme in den Steuerständen projiziert wird. An der Quartostraße dient die Fernsehtechnik außerdem zur laufenden Kontrolle der Blechlänge.

Wußten Sie schon, daß in unseren Betrieben ständig mehrere Männer vor Fernsehapparaten sitzen? Obendrein werden sie dafür sogar bezahlt. Aber diese Kollegen sehen auf ihren Bildschirmen nicht etwa Peter Frankenfeld in Aktion oder Uwe Seeler vors gegnerische Tor stürmen, sondern ein derartiges Fernsehen dient einzig und allein produktionswirtschaftlichen Zwecken.

Um nämlich die Kapazität der Walzenstraßen möglichst voll auszunutzen und damit eine größtmögliche Wirtschaftlichkeit zu erreichen, sind an besonders wichtigen Betriebspunkten Fernsehanlagen eingebaut. Diese Anlagen ermöglichen es dem an dieser Stelle eingesetzten Mann über seinen normalen Sichtbereich hinaus Einblick zu nehmen in den Stand des übrigen Produktionsablaufs. Dadurch können besser erforderliche Maßnahmen getroffen werden — z. B. Stauungen vermieden, bzw. Material bereitgestellt werden — damit im Produktionsgang kein Leerlauf entsteht. So ist das Fernsehen eine wertvolle Hilfe der Industrie bei der Rationalisierung des Produktionsablaufs.

Darüber hinaus sind in den Betrieben seit einiger Zeit moderne Anlagen der Nachrichtentechnik eingesetzt. Je stärker nämlich die Technisierung vordringt, desto weniger Menschen sind letztlich für die Steuerung der Anlagen verantwortlich, um so wichtiger ist es, daß diese möglichst engen Kontakt miteinander und mit ihren Hilfs- und Nebenbetrieben haben. Daher ist die Nachrichtentechnik zu einem wichtigen Hilfsmittel eines modernen Hüttenbetriebes geworden. Die in unseren Betrieben immer häufiger anzutreffenden Wechselsprechanlagen sind deshalb aus dem Produktionsablauf kaum mehr wegzudenken.

Vor Einführung der Wechsel- und Kransprechanlagen erfolgte die Nachrichtenübermittlung innerhalb der Produktionsbetriebe schriftlich bzw. durch optische und akustische Signale. Ein umfangreicher Botendienst war ständig unterwegs, um die einzelnen Betriebsstellen mit den erforderlichen Unterlagen über den Produktionsablauf zu versorgen. Der Botendienst brachte neben der schwerfälligen Benachrichtigung auch eine Gefährdung der Boten, da diese während des Produktionsablaufes zwischen den einzelnen Betriebsstellen fortlaufend unterwegs sein mußten. Menschliche Unzulänglichkeiten brachten es ferner mit sich, daß bei der mündlichen Übermittlung Übertragungsfehler nicht immer zu vermeiden waren.

Schließlich war auch die Verständigung mit den einzelnen Kranführern nicht immer leicht. Die Steuerung der Krane mittels optischer und akustischer Signale war oft recht schwierig.

Durch Steigerung der Produktion infolge Modernisierung und Rationalisierung der einzelnen Straßen reichte die alte Verständigungsmethode mit den aufgezeigten Fehlern nicht mehr aus. Hierfür boten sich Wechselsprechanlagen als geeignete Lösung an. Bei einer Telefonanlage kann jeder Teilnehmer mit jedem anderen Teilnehmer sprechen. Eine Wechselsprechanlage dagegen wird bewußt auf den Produktionsablauf abgestimmt. Eine solche Anlage soll alle Verständigungswege schaffen, die im Interesse der Produktion notwendig und nur ihr allein dienlich sind; alles, was darüber hinausgeht, verleitet zu langatmigen Gesprächen und Besetztzuständen, die im Sinne der Produktion überflüssig bzw. sogar schädlich sind.

Der Entwurf einer Wechselsprechanlage verlangte daher zunächst eine Analyse der Betriebsvorgänge und die Feststellung, welche Betriebsstellen miteinander in unmittelbarem Kontakt stehen müssen.

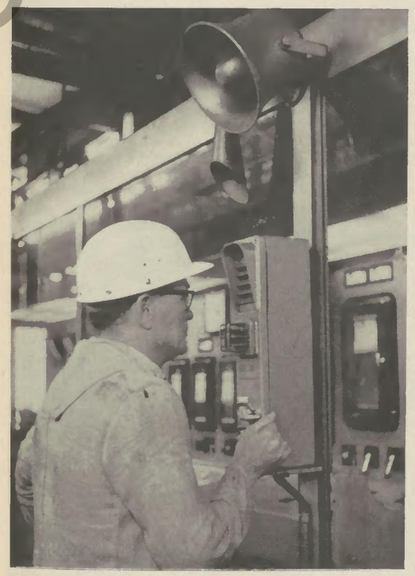
So kann heute der Walzmeister der 850er-Straße die entsprechenden Scherenmeister, den Maschinisten auf der Steuerbühne, sowie die übrigen Walzmeister und den Blocksteuerer mittels Wechselsprechanlage unmittelbar erreichen. Für den Produktionsablauf heißt das, daß man heute mit Hilfe der Wechselsprechanlagen das Walzgut vom Abgießen im Stahlwerk bis zum Auslaufen aus den Walzenstraßen steuern und weitermelden kann.

Außer der Anlage im Walzwerk befinden sich weitere Wechselsprechanlagen im Blechwalzwerk, am Hochofen A, Rotorstahlwerk, in Walsum und bei der Abteilung Verkehr. Insgesamt sind 15 Anlagen in Betrieb, bei denen teilweise über 50 Sprechstellen zu einem Netz vereinigt sind.

Alle Sprechstellen werden übrigens von einer zentralen Stelle aus gespeist, so daß auch bei Ausfall des örtlichen Stromnetzes der Wechselsprechbetrieb weitergehen kann.

Fernsehen im Hüttenwerk





▲ Wechselsprechanlagen haben sich bei der Nachrichtenübermittlung in unseren Betrieben bisher bestens bewährt. Hier spricht gerade der Maschinist Manfred Kniewer von der Steuerbühne der Blockstraße I mit der Tiefofenhalle.

◀ Ofenmann Josef Stürznickel, Tiefofen NO, nimmt das Gespräch entgegen. Damit die Verständigung trotz des Betriebslärms ausreichend ist, sind sogenannte Reflextrichterlautsprecher und Verstärker (im Bild oben sichtbar) eingebaut.

Durch Druck auf eine Taste stellt Scherenmeister Fritz Löblein von der Kontistraße hier eine Verbindung her. Durch Einschaltung sämtlicher Tasten ergibt sich außerdem die Möglichkeit, alle Anschlußstellen gleichzeitig zu benachrichtigen. ▶



Thyssenkrupp Corporate Archives



Jedesmal, wenn . . .

Die Urlaubssaison hat begonnen. Und damit ist die jährliche Reisewelle wieder einmal ins Rollen gekommen. Doch noch mehr Kraftfahrzeuge als im vorigen Jahr werden es diesmal sein, die Kurs auf die Feriengebiete nehmen, denn die Motorisierung hat insbesondere während der letzten Monate stark zugenommen. Was sich dabei täglich auf unseren Straßen abspielt, ist glattweg eine Tragödie, in die wir alle verstrickt sind.

Im vergangenen Jahr fanden in der Bundesrepublik durch Verkehrsunfälle 14 018 Menschen den Tod auf der Straße. Das ist die Einwohnerzahl einer Kleinstadt wie etwa Kettwig oder Langenberg, oder: die gesamte Belegschaft unseres Hüttenwerkes in einem einzigen Jahr getötet. Von den zwischen 14 und 28 Jahren in der Bundesrepublik sterbenden Menschen verliert jeder Vierte sein Leben bei Verkehrsunfällen. Vergegenwärtigen wir uns, was hinter dieser erschütternden Zahl steht: Schmerzen, monatelanger Krankenhausaufenthalt, Siechtum und Tod, Sorgen und Tränen für unzählige Familien.

Ohne Unterschied greift sich der Verkehrstod blutige Anfänger, deren Führerschein kaum vier Wochen alt ist, und Berufsfahrer, selbstsichere Herrenfahrer und angeberische Halbstarke. Der Verkehrstod packt erbarmungslos jeden, der in einer heiklen Situation nur um den Bruchteil einer Sekunde zu spät reagiert, der nur für einen kurzen Augenblick unaufmerksam ist, oder wer dem verderblichen Glaubenssatz huldigt, daß Geschwindigkeit keine Hexerei sei. In vielen Fällen werden aber auch Unschuldige in Mitleidenschaft gezogen, müssen sie wegen des Versagens oder des Leichtsinns anderer sterben oder schwere Verletzungen erleiden.

Achtung: Der Tod fährt mit! – Daran sollte man immer denken, wenn man auf's Gaspedal tritt. Sonst kann eine Fahrt in den Urlaub schon nach wenigen Kilometern irgendwo auf der Autobahn – siehe unser Bild – ihr Ende finden.

Doch nicht nur bei der Fahrt in den Urlaub, sondern immer, wenn wir uns hinter das Steuer setzen oder uns in den Sattel eines Motorrades, Motorrollers oder Mopeds schwingen, sollten wir die Empfindung haben, daß der Tod sich neben uns setzt und nur darauf wartet, daß sein Augenblick kommt. Wer im Vorbeifahren auch nur einen flüchtigen Blick auf die Stelle eines schweren Verkehrsunglücks wirft, wer die Toten und Verletzten hat am Straßenrand liegen sehen, der müßte schon vom Teufel geritten sein, wenn er sein Tempo nicht wenigstens für eine Weile verlangsamte. Doch ist die Wirkung solcher Erlebnisse meist nur allzu flüchtig. Stets und immer müßte uns der Gedanke verfolgen, daß die Katastrophe, von der wir einen Blick erhascht haben, kein Einzelfall ist, daß sie sich täglich, stündlich wiederholt, daß auf den Straßen der Bundesrepublik täglich 40 Menschen bei Verkehrsunfällen ihr Leben verlieren.

Jedesmal, wenn du in einer unübersichtlichen Kurve überholen willst, jedesmal, wenn du auf Rutschpflaster oder auf eine Ölspur gerätst, jedesmal, wenn du mehr Gas gibst als deine Reaktionsfähigkeit rechtfertigt, jedesmal, wenn deine Fahrsicherheit durch ein oder zwei Gläschen verringert ist, jedesmal, wenn du ohne den gebotenen Bremsweg-Abstand hinter einem anderen herjagst, setzt du Leben und Gesundheit fahrlässig aufs Spiel.

Jeder, der sich zu einer unverantwortlichen Fahrweise hinreißen läßt, gefährdet darüber hinaus nicht nur sich selbst, sondern auch andere. Gottes Gebot „Du sollst nicht töten!" gilt nicht zuletzt auch im Straßenverkehr.

Noch einmal Glück gehabt

Es war 14.00 Uhr. Feierabend! Der Kollege S. hatte es sehr eilig. Er wollte noch zur Bank, um Geld abzuheben, da er an diesem Tage noch einiges zu erledigen hatte. Er teilte seine Absicht einem Arbeitskollegen mit, der täglich mit seinem Motorrad an der Bank vorbeifährt. In dieser Mitteilung schwang eine Bitte mit. Der Arbeitskamerad verstand diese Bitte sofort und erbot sich, S. auf seinem Motorrad bis zur Bank mitzunehmen. Das Motorrad wurde aus der Unterstellhalle geholt. Der Fahrer setzte seinen Sturzhelm auf und ließ die Maschine an. S. bestieg den Soziussitz, und los ging die Fahrt.

Und dann — an der Ecke Straßburger Straße/Seilerstraße — geschah es. Die beiden Kollegen mit dem Motorrad überholten auf der Straßburger Straße gerade einen Pkw, als dieser links in die Seilerstraße einbog. Der Pkw erfaßte den Kollegen S. und schleuderte ihn mit dem Kopf auf die Fahrbahn. Bremsen knirschten. Straßenpassanten liefen zur Unfallstelle. Die Polizei kam mit Blaulicht und Martinshorn. Ein Krankenwagen brachte S. ins Krankenhaus.

Der Arzt stellte eine Gehirnerschütterung fest. S. hatte noch einmal Glück gehabt. Wie leicht hätte dieser Unfall zu einem Schädelbruch oder sogar Schädelbasisbruch mit tödlichem Ausgang führen können!

Wir wollen hier keine Untersuchungen über die Schuldfrage durchführen. Es sei nur gesagt, wenn S. als Beifahrer ebenso wie der Fahrer einen Sturzhelm getragen hätte, wäre seine Kopfverletzung nicht so schwer gewesen. Vielleicht wäre er sogar mit dem Schrecken davongekommen.

Also: Vertraue nie auf dein Glück. Fahre nie auf einem Motorrad — auch nicht auf dem Soziussitz —, ohne einen Sturzhelm zu tragen! Sch.

ERSTE-HILFE-KURSUS FÜR KRAFTFAHRER

Es ist geplant, im Laufe der nächsten Wochen einen Erste-Hilfe-Kursus — speziell für Verkehrsteilnehmer — zu veranstalten. Die Teilnahme ist kostenlos. Belegschaftsmitglieder, insbesondere Kraftfahrer, die an einer Erste-Hilfe-Ausbildung interessiert sind, werden gebeten, sich mit August Wieshoff, Verbandsstube Hochöfen, telefonisch (Werksruf 4839) oder schriftlich in Verbindung zu setzen.

FÜR DEN DIENST AM NÄCHSTEN

Die Johanniter-Unfallhilfe appelliert an die Frauen unserer Belegschaftsmitglieder, sich für den Dienst am Nächsten als Krankenpflegerinnen zur Verfügung zu stellen. Frauen, die sich einer solchen Aufgabe unterziehen wollen, werden von der Johanniter-Unfallhilfe in einem sechs Doppelstunden umfassenden Kursus besonders ausgebildet. Für die Teilnahme an einem solchen Lehrgang wird eine entsprechende Vergütung gezahlt.

Darüber hinaus sucht die Johanniter-Unfallhilfe einige geeignete Frauen — insbesondere solche, die eine besonders fachliche Vorbildung aufweisen können —, um sie als Lehrkräfte für die vorgesehene Krankenpflegerinnen-Schulung ausbilden zu lassen. Die Teilnahme an einem solchen eineinhalb Tage dauernden Kursus ist ebenfalls kostenlos. Für die aufgewandte Zeit wird den Teilnehmern eine Vergütung gezahlt.

Anmeldungen nimmt entgegen: Krankenhausrendant Lantermann, Johanniter-Hilfe, Johanniter-Krankenhaus, O.-Sterkade.

Schlechte Sitten nehmen überhand:

Kleine Rüpeleien am Telefon

Einen Knigge für Telefonierende müßte man verfassen! Vielleicht bliebe es uns dann nach einiger Zeit erspart, immer wieder unliebsame Überraschungen am Telefon zu erleben. Obwohl die Menschheit schon des öfteren darauf aufmerksam gemacht wurde, daß es eine Selbstverständlichkeit sein sollte, jeden Anruf mit einem Grund zu beginnen und zunächst einmal seinen Namen zu nennen, fahren viele Zeitgenossen fort, ihre Gespräche mit einem rüden: „Ich möchte Herrn Müller sprechen" oder „Apparat 90 bitte" zu beginnen.

Eigentlich sollte man sie weder mit Herrn Müller noch mit Apparat 90 verbinden, ehe sie nicht den simpelsten Forderungen der Höflichkeit genügt haben.

Aber diese Leute, die keine Zeit mehr haben für ein verbindliches Wort, sind noch nicht die schlimmsten. Weit peinlicher ist es, den Hörer abzunehmen, sich zu melden und dann nur ein leises Knacken zu hören. Falsch verbunden, der andere hat einfach aufgelegt. Gibt es irgendeinen vernünftigen Grund für solche Unhöflichkeit? Besonders bei Anrufen zu später Stunde kann man derartiges erleben. Wahrscheinlich hat der Teilnehmer am anderen Ende der Strippe Angst vor einer ungehaltenen Entgegnung, darum drückt er schnell auf die Gabel. Er ist feige. Er hat nicht einmal die Zivilcourage, sich anonym tadeln zu lassen. Der Angerufene weiß ja gar nicht, wer der Anrufer ist. Dennoch scheut sich dieser, ihm durch ein Wort der Entschuldigung Gelegenheit zu eventuellen Vorwürfen zu bieten. Auflegen ist ja viel einfacher. Was der andere sich denkt, kümmert den Unhöflichen nicht.

Der Angerufene aber, sofern er ein empfindliches Gemüt hat, sitzt da und grübelt über den seltsamen Anruf nach. Wollte ihn jemand ärgern? Sollte ein Dieb versucht haben, auszukundschaften, ob jemand im Hause ist? Nichts von alledem? Es war nur ein ungehobelter Zeitgenosse ohne Zivilcourage.

Die Welt, in der wir leben

Nicht nur Kennedy und Chruschtschow und einige ihrer Assistenten sind die Regisseure in unserem Welttheater; jeder Mensch kann die Welt verändern — an einer kleinen Ecke oder auf einer größeren Fläche. Ob diese Welt an dieser Stelle besser wird, also gerechter, geordneter — oder ob sie an dieser Stelle zänkisch, eigensüchtig, ungeordnet aussieht —, das eben liegt am Menschen. An nichts sonst!

Dagegen läßt sich einwenden, diese Sicht unserer Welt, des Standorts und der Einwirkungsmöglichkeiten des Menschen sei ein zwar reizendes Kind, gezeugt von einer löblichen Philosophie und einem ehrenwerten Glauben — nur sei das Kind nicht lebensfähig. In der Wirklichkeit, in der wir üblicherweise zu leben hätten, bedeuteten zwei oder drei Atemzüge dieser rauhen Luft den sicheren Tod; mit anderen Worten: mit dieser Illusion könne man nichts anfangen; jeder müsse sehen, wo er bleibe.

Diese Kritik ist nicht originell. Wann und wo auch immer in der Geschichte politische, religiöse, soziale Reformer aufgestanden sind, um die Menschen aus ihrer dumpfen Gleichgültigkeit aufzuwecken oder zu einer neuen Idee zu begeistern, wurden sie als Trottel und Einfaltspinsel verspottet; sie galten als Sektierer, Romantiker, Halbirre, und die weltliche und geistliche Obrigkeit hat sie oft als Abtrünnige und Verbrecher mit Kerker und Tod bestraft.

Wohlfeil von der Stange

Es gäbe heute kaum religiöse Orden oder fortschrittliche Parteien, weder junge Völker noch das Rote Kreuz, wenn die Gründer und aufbauenden Träger sich ihren Mut hätten wegwitzeln, ihre Courage hätten wegdrohen lassen. Und es gäbe auch keine Arbeiterbewegung und keine Gewerkschaften. Es gab zu allen Zeiten und es gibt auch heute eine Sorte von „Realisten", die hinter ihrer grinsenden Verachtung für alle „Erneuerung", hinter ihrem modischen Auf-

thyssenkrupp Corporate Archives

klärertum nur ihre Feigheit und Bequemlichkeit verbergen. Sie sind feige und faul und übertünchen ihren eigennützigen Charakter mit jener eitlen Gescheitheit, die man heute wohlfeil von der Stange kaufen kann.

Kennzeichen unserer Welt

Aber sind denn nicht inzwischen alle notwendigen Reformen beendet oder jedenfalls begonnen worden? Ach, nicht nur im „freien" Südafrika herrscht eine verwerfliche Rassentrennungspolitik — überall auf der Welt, auch bei uns gibt es „bessere Viertel", die eifersüchtig darüber wachen, daß kein Zuzug anderer „Rassen" erfolgt: beispielsweise Menschen mit weniger Geld und weniger Geltung, Menschen anderer Religion oder Nationalität, Menschen anderer Energie, Menschen mit anderen Wertvorstellungen oder auch nur einer anderen Meinung. Läßt sich das aber je ändern? Ist es nicht ein Traum, der hofft: „Alle Menschen werden Brüder". Die Feststellung, die Welt sei kein Paradies und die Menschen seien keine Engel ist ein Gemeinplatz. Vom Paradies wird berichtet, daß es dort keinen Streit gab, und bei Engeln gilt Zank mindestens als unschicklich. Nicht so bei uns. Wir haben in der Welt zwischen Ordnung und Unordnung zu wählen, jeder in seiner Welt.

Für eine bessere Welt

Wie die Welt von oben morgen aussieht, also die Gegenwart unserer Kinder, das wird heute entschieden, von uns; ob und wie wir bereit sind, diesen Kampf zwischen Gemeinwohl und Eigennutz, Freiheit und Terror, Übersättigung und Hunger als unsere Sache zu betrachten und nicht nur als eine politische Akte, für die die Vereinten Nationen oder unsere Regierung, die Opposition oder die Gewerkschaften, eine Behörde, eine Kirche oder ein Wohltätigkeitsverein zuständig sind. Freilich: wer sich mit der Existenz von Haustieren begnügt, die aufhören zu brüllen, bellen und krakeelen, sobald ihr eigener Trog vollgeschüttet ist; wer nach dem Motto: „Jeder für sich selbst und der Teufel hole den Nächsten" sich nicht darum schert, ob im sozialen oder politischen Raum Ordnung und Freiheit gefährdet sind; wer die Diktatur eines schleimigen Konformismus als Tribut an den Wohlstand widerspruchslos in Kauf nimmt; wer meint, man solle die Ideen verramschen und das Geld und den Erfolg an ihre Stelle setzen — der wird nicht fähig sein, einen eigenen Beitrag zu leisten, seinen Einsatz zu wagen für eine bessere Welt.

Alfred Horné

Die WGD und das 2. Programm

Jeder unserer Werksangehörigen, der bereits eine mit einer Gemeinschaftsantenne ausgestattete Werkswohnung bewohnt und ein Fernsehgerät besitzt oder sich ein solches noch anschaffen will, wird sich die Frage stellen: „Wie empfange ich am besten das zweite Programm, und wie findet sich für mich die Möglichkeit, mit geringem Kostenaufwand dieses Ziel zu erreichen?" Unsere Wohnungsgesellschaft wird hier helfen!

Zum Empfang des zweiten Programms ist jedes Fernsehgerät geeignet, welches einen Kanalwähler besitzt. Grundsätzlich bestehen für den Empfang des zweiten Programms zwei Möglichkeiten:

- Läßt der Mieter seinen eigenen Empfänger umbauen, so entstehen ihm hierdurch erhebliche Kosten. Die Anschaffung des hierzu erforderlichen UHF-Vorsatzes (Tuner und Konverter) sowie einer Fernsehantenne erfordert nach unseren Informationen einen Aufwand von etwa 200,— bis 350,— DM. Außerdem muß damit gerechnet werden, daß durch Errichtung mehrerer Antennen auf begrenztem Raum ein einwandfreier Empfang nicht mehr gewährleistet ist. Der Mindestabstand von Antenne zu Antenne muß vier Meter betragen.

- Wesentlich einfacher und billiger ist dagegen der Einbau einer Gemeinschaftsantenne auch für das zweite Programm. Mit dem bisherigen Empfänger (oder auch bei Neuanschaffung eines Gerätes) lassen sich ohne UHF-Vorsatz und ohne eigenen Antennenaufwand beide Fernsehprogramme empfangen. Außerdem überträgt die Gemeinschaftsantennenanlage wie bisher die Rundfunkbereiche, so daß auch das Rundfunkgerät angeschlossen werden kann. Der Mieter wählt zum Empfang des zweiten Programms lediglich einen anderen Empfangskanal.

Als monatliche Umlage soll der Betrag erhoben werden, der zur Deckung der Baukosten und der laufenden Unterhaltungskosten erforderlich ist. Aus diesem Grunde läßt sich die monatliche Umlage nicht vereinheitlichen, da die Anzahl der an die Antennen angeschlossenen Wohnungen die Umlage bestimmt. Je größer ein Bauabschnitt ist, desto günstiger wird die Umlage sein. Bei größeren Bauabschnitten wird sich die monatliche Umlage zwischen 1,— DM und 2,50 DM bewegen. Die Wohnungsgesellschaft ist gehalten, die Umlage entsprechend den preisrechtlichen Vorschriften zu erheben. Diese besagen in bestimmten Fällen, daß auch die Mieter, die nicht am Fernsehprogramm teilnehmen, wegen der Wertverbesserung der Wohnungen an der Umlage beteiligt werden.

Im einzelnen ist daran gedacht, in folgenden Wohngebieten Gemeinschaftsantennen für das zweite Programm zu errichten:

Wohngebiet Dümpten.
Essen-Frintrop: Montanunion und Josefskirche.
Gelsenkirchen: Kaiserstraße, Königsberger Straße, Grillostraße und Bergerfeld.
Oberhausen: Knappenviertel 1. bis 9. Bauabschnitt, Scheuerstraße und Friesenstraße.
Walsum: Kampstraße.

Soweit Einzelhäuser in Betracht kommen, wird der erwähnte Umlagebetrag zur Kostendeckung nicht ausreichen. Hier wird den Mietern empfohlen, sich untereinander abzustimmen. Falls die Hausgemeinschaft die Neuerrichtung oder die Erweiterung einer Gemeinschaftsanlage anstrebt, wird die WGD den Wünschen der Mieter Rechnung tragen.

Zur Zeit wird die Frage geprüft, ob auch ein Teil der im Eigentum der HOAG stehenden Häuser berücksichtigt werden kann und der Baukostenaufwand für die Mieter noch tragbar erscheint. Die Erstellungskosten für die vollkommene Neueinrichtung einer Fernsehanlage sind erheblich, so daß auch die kostendeckende Umlage teilweise über den Betrag von 2,50 DM monatlich hinausgehen wird. Es wäre zu begrüßen, wenn die Mieter dieser Wohnungen sich selbst die Frage vorlegen würden, ob die Wertverbesserung und die Möglichkeit, das erste und zweite Fernsehprogramm einwandfrei empfangen zu können, einen solchen Aufwand rechtfertigt. Die WGD nimmt entsprechende Anregungen gern entgegen.

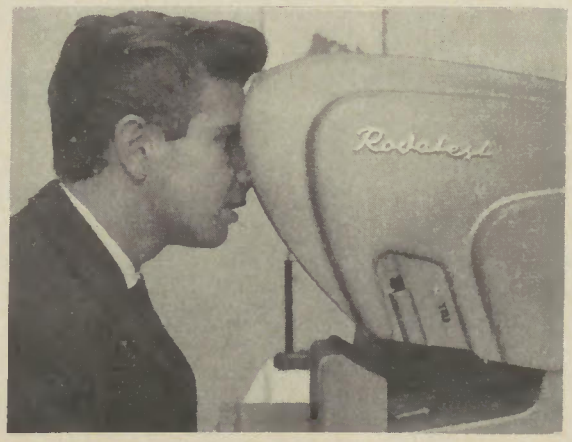
In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, daß die Wohnungsgesellschaft Dümpten aus Sicherheitsgründen keine Genehmigung für die Errichtung eigener Fernsehantennen erteilen kann. Diese Regelung liegt auch im Interesse der Mieter, die auf einen einwandfreien Fernsehempfang wert legen. Die nicht ausreichende Empfangsfläche (Abstand der Antennen voneinander) würde zu gegenseitigen Belästigungen führen. Die WGD wird vielmehr ihrerseits bemüht sein, möglichst bald die Bauarbeiten einzuleiten, wobei jedoch jeder Werksangehörige um Verständnis dafür gebeten wird, daß — da die einschlägigen Fachfirmen bereits überlastet sind — die Fertigstellung der Anlagen eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen wird.

Fast jeder zweite Kraftfahrer sieht oder reagiert nicht ausreichend

Dem Beispiel der GHH folgend, wurde kürzlich auch unseren Werksangehörigen Gelegenheit gegeben, sich an Hand von freiwilligen Prüfungen über ihre körperliche Leistungsfähigkeit zu informieren. Für sicheres Verhalten im Straßenverkehr genügen bekanntlich nicht allein Kenntnis der Verkehrsregeln und Beherrschung des Fahrzeugs. Nicht zuletzt kommt es auch auf das Vorhandensein gewisser körperlicher und geistiger Fähigkeiten an. So sind zum Zwecke der Messung von Reaktionszeit, Prüfung der Sehschärfe und des räumlichen Sehens, Bestimmung der seitlichen Gesichtsfeldgrenzen und der Feststellung der Farbentüchtigkeit motorisierte Testanlagen der Bundesverkehrswacht unterwegs. Als eine solche Anlage Mitte Mai für unsere Werksangehörigen zur Verfügung stand, ließen sich insgesamt 417 Belegschaftsmitglieder testen, davon konnten 400 Ergebnisse ausgewertet werden. Immerhin waren von den 400 Getesteten 326 (81,5 Proz.) Führerscheinbesitzer. Bei 44 Getesteten (11 Proz.) wurde Sehschwäche eines Auges, bei 20 Getesteten (5 Proz.) Sehschwäche beider Augen festgestellt. 43 (10,75 Proz.) bewiesen kein räumliches Sehvermögen und insgesamt 3 (0,75 Proz.) ein zu kleines seitliches Gesichtsfeld. Farbsehschwäche oder Farbenblindheit ergab sich bei 59 (14,75 Proz.) und eine zu lange Reaktionszeit bei 3 (0,75 Proz.)



Hier unterzieht sich Helmut Hagemeyer einem Reaktionstest. Auf unserem Foto schafft Kollege Hagemeyer eine Reaktionszeit von 31/100 Sekunde. Insgesamt wurden drei Reaktionstests durchgeführt, von denen der Mittelwert als gültiges Ergebnis errechnet wurde.



Der kaufmännische Angestellte Uwe Karg läßt sein räumliches Sehvermögen durch den sogenannten Rodatest prüfen. Fehler im räumlichen Sehvermögen führen insbesondere bei Überholvorgängen des öfteren zu Unfällen. 10,75 Prozent der getesteten Belegschaftsmitglieder lagen hierbei unter der vertretbaren Grenze.



Durch dieses Gerät, durch das der Mitarbeiter Werner Walkenhorst sich hier prüfen läßt, wird der Bereich des seitlichen Gesichtsfeldes festgestellt. Ein unzureichender Seitenblickwinkel ergab sich bei 0,75 Prozent der Getesteten. Gerade bei Autofahrern kann ein zu kleines seitliches Gesichtsfeld große Gefahren im Straßenverkehr heraufbeschwören.

thyssenkrupp Corporate Archives

Nach 203 Jahren letztmalig in bar





1 Million DM — in Paketen zu je 100000 DM, die jeweils 20 Bündel zu 5000 DM enthalten — hat hier der Lohnsachbearbeiter Rudolf Marquardt vor sich aufgestapelt. Die bargeldlose Lohn- und Gehaltszahlung beseitigt Risiken, die sich dadurch ergeben, daß an Lohnzahltagen große Geldsummen von der Bank ins Lohnbüro und weiter zu den einzelnen Auszahlstellen in den Betrieben transportiert werden mußten. Von Überfällen auf Geldtransporte hat man in letzter Zeit verschiedentlich gehört.

Auf unserem Werk wird kein Lohn mehr bar ausgezahlt. Am 15. Mai standen zum letztenmal die Belegschaftsmitglieder der noch nicht in die bargeldlose Lohnzahlung überführten Betriebe Schlange vor den Auszahlungsstellen, um ihre Lohntüten in Empfang zu nehmen. Nun sind sämtliche rund 12000 Arbeiter und Angestellte unserer Hüttenbetriebe Kontoinhaber und Scheckbuchbesitzer geworden, früher das Vorrecht privilegierter höherer Schichten. Ein markanter Meilenstein in der nun bereits über 200jährigen Geschichte der „Hütte".

Groschen und Taler drückte man dem braven Hüttenmann vor 200 Jahren in die verschwielte Hand. Milliarden und Billionen Rentenmark, in dicken Bündeln, zählten die Männer der heute mittlerweile älteren Generation in den Monaten der Inflation in ihren Lohntüten nach. Jetzt flattert ihnen ein Briefchen mit der Lohnabrechnung einmal im Monat ins Haus. Ein weiter Weg. Nicht nur im Maß der Zeit, sondern auch im Raum der Entwicklung.

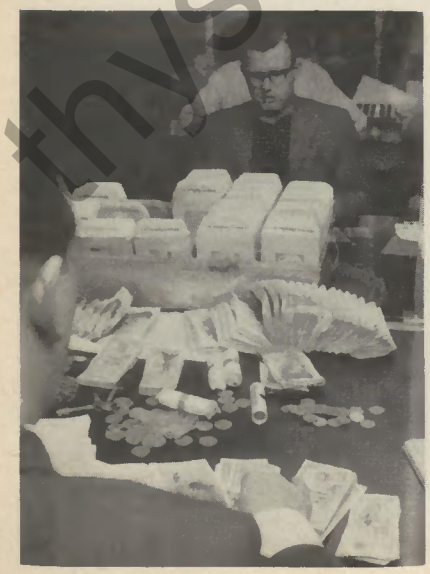
Eine Entwicklung auch, die Wechsel in den Zeitspannen der Lohnauszahlung brachte. Tagelöhner waren die meisten Arbeiter gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts, später zahlte man wöchentlich oder auch in Dekaden, schließlich zweimal im Monat. Der zweite Weltkrieg, mit seinem Arbeitskräftemangel, brachte für viele Betriebe bereits die monatliche Zahlung. Man kehrte 1948 jedoch wieder zur halbmonatigen zurück. 1958 begannen dann die Bestrebungen der Werksleitung mit dem Ziel der bargeldlosen Lohnzahlung. Sinnvoll aber konnte eine solche Zahlungsweise nur sein, wenn nur einmal im Monat die Überweisungsarbeiten zu tätigen waren. Voraussetzung dafür war also die Umstellung auf monatliche Zahlung.

Dieser erste Schritt fand nicht überall den ungeteilten Beifall der Belegschaft, und man war zum Teil auch skeptisch gegenüber dem Überbrückungsdarlehen, das die Hütte anbot. Rückzahlbar in achtzehn Monatsraten und mit mindestens 25 DM im Monat. Hüttenwerker sind meist sehr mißtrauisch, wenn es um ihr Geld geht und um Neuerungen, die damit verbunden sind.

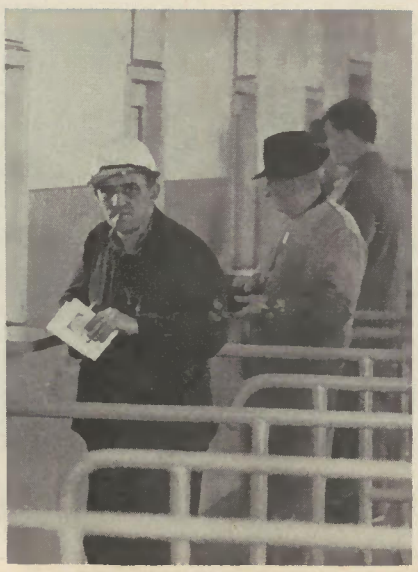
Aber die Entwicklung war nicht mehr aufzuhalten. Für die „außertariflichen Angestellten" war bereits im Juli 1956 die bargeldlose Gehaltszahlung eingeführt worden, die Tarifangestellten folgten im Januar 1958. Als erster stellte das Werk Gelsenkirchen seine gesamte Arbeiterschaft dann im Oktober 1958 auf die neue Entlohnungsweise um. Rund 1500 Arbeiter waren nun Sparkassenkunden geworden.

Ein knappes Jahr später kamen die Arbeiter der Abteilung Verkehr an die Reihe. Aber

Durch die bargeldlose Zahlung entfällt nun auch das für die Lohnsachbearbeiter eintönige Eintüten des Geldes. In diesem Sinne ist die bargeldlose Zahlung eine echte Rationalisierung.



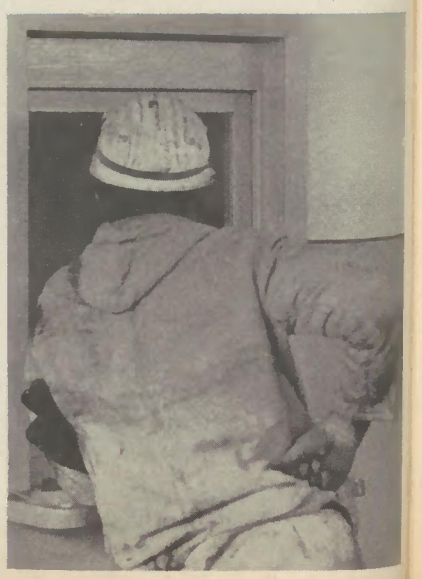
Zum letzten Male am Lohnschalter der Auszahlstelle Neu-Oberhausen. Das war am 15. Mai dieses Jahres. Nun wird der Lohn für die gesamte Belegschaft auf Konten überwiesen.



Erwartungsvoll am Lohnschalter. Auch solche Bilder werden sich in Zukunft nicht mehr fotografieren lassen. Mit Einführung der bargeldlosen Lohnzahlung hat sich manches geändert.



„Na, was wird die Steuer uns noch gelassen haben?" — Die Pose dieses Kollegen verrät Gelassenheit, aber auch Erwartung. Letztmalig für immer wird er nach der Lohntüte greifen.



Thyssenkrupp Corporate Archives

in Oberhausen konnte die Städtische Sparkasse allein die 1500 neuen Kunden nicht „verkraften". Hier wurden nun auch die anderen Geldinstitute, die Commerzbank, die Deutsche, die National- und die Dresdner Bank, eingeschaltet. Sie fingen auch die nächste Gruppe der „Umgestellten" auf, die etwa 3500 Arbeiter der Eisenhütte, der mechanischen Werkstätten und der Baubetriebe sowie die Angehörigen anderer Nebenbetriebe. Das war am 1. April 1960, und übriggeblieben waren nur noch die Männer vom Stahl- und Walzwerk Neu-Oberhausen und des Blechwalzwerks. Doch am 15. Mai hat nun auch „ihre Stunde geschlagen".

In der August-Ausgabe des vorigen Jahres ergab eine Rundfrage unserer Werkzeitschrift unter der Belegschaft noch sehr geteilte Meinungen im Für und Gegen zur bargeldlosen Lohnzahlung. Es wird auch jetzt noch Stimmen geben, die lieber an der alten Form festhalten würden, aber im allgemeinen hat man sich an das Neue gewöhnt und erkennt langsam die Vorteile, die zweifellos damit verbunden sind.

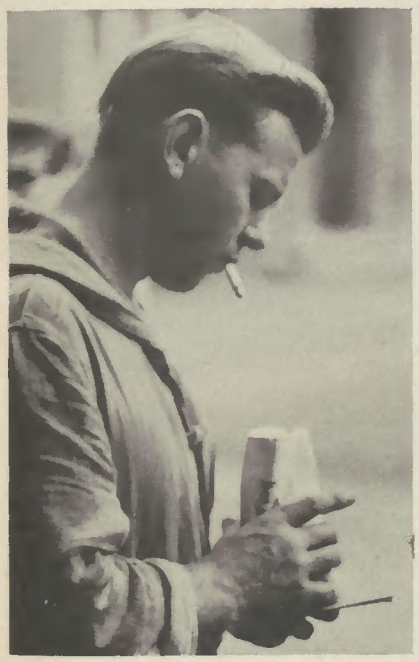
Möglichst nahe der Wohnung des einzelnen Belegschaftsmitgliedes ist sein Konto bei einem Geldinstitut angelegt. Die Banken haben die Zahl ihrer Zweigstellen in den letzten Jahren erheblich erhöht. In den alten Zentralen war man dem Zustrom neuer



Nach Empfang nachzählen . . . Die modernen Zeiten bringen es mit sich, daß manche allvertraute Sitte ausstirbt; so auch die Barlöhnung. An die Bequemlichkeit der neuen Form der Lohnzahlung haben sich die HOAG-Mitarbeiter längst gewöhnt. Doch gleichgültig, ob nun bar oder bargeldlos entlohnt wird, die Reaktion beim Betrachten der Endsumme wird wohl stets die gleiche bleiben.



Stimmen die Moneten? — Auf der Sitzfläche eines Stuhles wird dieser Kollege die Scheine und Münzen gleich ausbreiten, um besser nachzählen zu können. Auch das ist Vergangenheit.



Ein kritischer Blick in die Lohntüte. Dieser Schnappschuß verrät übrigens treffend die Gemütsbewegung, die im Moment des Geldempfangs in dem Kollegen vorgegangen sein mag.



Der eine scheint zu lachen, während der andere etwas weniger frohgestimmt seine Lohntüte in die Tasche steckt. Ob er etwa kein Kindergeld bekommt? Oder was sollte der Grund sein?



Die Aufbewahrung der Lohntüten war schon immer ein Problem für sich. Dieser Kollege, den das „Klick" unserer Kamera aufmerken läßt, verstaut den Lohn in seinem Schutzhelm.

Kunden — auch andere Industrie-Unternehmen gehen schrittweise zur bargeldlosen Lohnzahlung über — einfach nicht gewachsen.

Und die Banken haben diese Investitionen nicht bereut. Sie stellen mehr und mehr fest, daß auf den Konten der Arbeiter und Angestellten ein immer größerer „Bodensatz" bleibt. Längst nicht mehr alle sehen die Umstellung auf die bargeldlose Lohnzahlung nur als eine Verlagerung der Auszahlungsstelle vom Betrieb in ein Bankinstitut an. Immer häufiger wird davon Gebrauch gemacht, daß man immer nur so viel abhebt, wie man für einen bestimmten Zweck benötigt, daß man größere und stets wiederkehrende Zahlungen per Scheck und mit Dauerauftrag erledigt. Am Monatsende bleiben meist ein „paar Märkchen" übrig, die, weil man sie gerade nicht in der Tasche hat, nun nicht einfach sinnlos ausgegeben werden, sondern auf dem Konto stehen bleiben, mit dem Rest des nächsten und übernächsten Monats dann häufig sogar als „netter Batzen" auf ein verzinsliches Sparkonto überwechseln.

Ein wenig schwerer kann man sich aber offenbar an die Handhabung des Scheckbuches gewöhnen. Das mag vielerlei Gründe von Tradition und Psychologie haben, feststeht aber auch, daß sich der Handel an diese neue, immer mehr um sich greifende Zahlungsweise auch noch nicht gewöhnt hat. Doch auch das Mißtrauen des Einzelhandels vor dem Scheck des „kleinen Mannes" schmilzt mehr und mehr.

Vielleicht ist allerdings bald schon ein „großes Eisbergbröckeln" in dieser Hinsicht zu erwarten. Dann nämlich, wenn die im Bundestag vorbereitete „Große Strafrechtsreform" schärfere Handhaben gegen Scheckmißbrauch bietet, der bei HOAG-Mitgliedern erfreulicher- und erwiesenerweise wirklich Seltenheits-„Wert" hat und in Prozenten gar nicht auszudrücken ist. Kaufleute, Direktoren von Bankinstituten, die Kriminalpolizei und Richter haben den Männern und Frauen unseres Werkes ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Und dieser Beweis der Ehrlichkeit des Arbeiters und Angestellten, sein Konto nicht zu überziehen und nicht mit ungedeckten Schecks zu bezahlen, wird das Vertrauen der Geschäftswelt und ihre Bereitwilligkeit zur Annahme solcher Schecks nur noch erhöhen.

Sicherlich aber hat unser Werk die bargeldlose Lohnzahlung nicht nur deshalb eingeführt, um gesellschaftliche Unterschiede auszugleichen oder doch wenigstens zu verringern; um den Arbeitern auf diesem Wege vielleicht in größerem Maße zum Sparer zu machen; um dem Angestellten und Arbeiter durch Bankkonto und Scheckbuch das Gefühl einer sozial höheren Ein-

→



Mit typischer Handbewegung schiebt dieser Kollege seine Lohntüte in die Hosentasche. Bei der Überweisung auf Konten kann es nicht mehr passieren, daß Löhne im Betrieb verlorengehen oder gestohlen werden.

ThyssenKrupp Corporate Archives

Ab August nur noch ein Karenztag

Für die Krankenkassen ist das neue Sozialgesetz eine kostspielige Angelegenheit

Der Bundestag hat in zweiter und dritter Lesung den Initiativ-Gesetzentwurf der CDU/CSU zur „Änderung und Ergänzung des Gesetzes zur Verbesserung der wirtschaftlichen Sicherung der Arbeiter im Krankheitsfall" verabschiedet und damit einen vorläufigen Schlußstrich unter die gescheiterte Krankenversicherungs-Reform gesetzt. Der wesentliche Inhalt des Gesetzes, der gegen die Stimmen der FDP verabschiedet wurde, kann in folgenden Punkten zusammengefaßt werden:

- Ab 1. August 1961 wird es nur noch einen Karenztag vor der vollen Lohnfortzahlung an kranke Arbeiter geben. Bisher waren zwei Karenztage vorgeschaltet.
- Stichtermin ist die Krankmeldung bzw. ärztliche Feststellung der Arbeitsunfähigkeit. Bisher wurden die Leistungen erst vom dritten Tage der Erkrankung an gewährt. Bei Einweisung in ein Krankenhaus, bei Arbeitsunfähigkeit als Unfallfolge und bei Arbeitsunfähigkeit durch anerkannte Berufskrankheit werden die Leistungen vom ersten Tage an bezahlt.
- Die volle Nettolohnzahlung setzt sich zusammen aus Krankengeld der Krankenkassen und Zuschüssen der Arbeitgeber. Und zwar zahlen die Krankenkassen den erkrankten Arbeitern 65 v. H. des Regellohns. Die Differenz zwischen der Höhe des Krankengeldes und dem Nettolohn hat die Arbeitgeberseite zuzuschießen.
- Als Vorgriff auf eine grundlegende Neuordnung der gesetzlichen Krankenversicherung wird die sogenannte Aussteuerung abgeschafft. Die Zeitbegrenzung (sechs Wochen) beim Krankengeld entfällt: Es wird bis zu 78 Wochen in unverminderter Höhe weitergezahlt. Kranken, die innerhalb dieser Frist nicht wieder arbeitsfähig werden, wird in unmittelbarem Anschluß daran Invalidenrente zuerkannt.

Nach vorläufigen Berechnungen wird das neue Gesetz einen Mehraufwand von rd. 500 Millionen DM jährlich erfordern. Davon entfallen auf die Arbeitgeber 300 Millionen und auf die Krankenkassen 200 Millionen.

Im Hinblick auf diese erheblichen Mehrbelastungen machen die Krankenkassen jetzt schon darauf aufmerksam, daß bei der angespannten Finanzlage der Kassen diese Mehrkosten nur über höhere Beiträge aufgebracht werden können. Von den Krankenkassen sind entsprechende Maßnahmen bereits angekündigt oder schon beschlossen worden.

Fortsetzung: Nach 203 Jahren letztmalig in bar

stufung zu geben. Das alles sind zweifellos Begleiterscheinungen dieser nun für die Hüttenseite unseres Unternehmens abgeschlossenen Entwicklung. Natürlich zieht auch das Unternehmen seine Vorteile daraus.

Die Umstellung bedeutet nämlich für das Werk eine sehr wesentliche Rationalisierung. Im Lohnbüro rechnet man jetzt nur noch die Summen aus, die Angestellte und Arbeiter verdient haben, steckt die Abrechnungen in die 12000 Kuverts und schickt sie mit der Post ab, gleichzeitig benachrichtigt man die Bankinstitute, wieviel ihren einzelnen HOAG-Kunden auf dem Konto gutgeschrieben werden soll.

Nicht mehr nötig sind die oft nicht ungefährlichen Geldtransporte von der Bank zum Werk, die nicht nur versichert werden mußten, sondern obendrein auch noch bewaffnete Begleitung erforderten. Man braucht kein Geld mehr in den gepanzerten Tresorraum zu packen, man braucht keine Kräfte mehr zum geistlosen Geldzählen und Eintüten, man benötigt auch keine Kräfte mehr für die vielen Zahlstellen auf dem Werk, die an Lohnauszahlungstagen zweischichtig besetzt werden mußten.

Vorteile hier wie da und dort. Und die mitleidigen Befürchtungen einiger Belegschaftsmitglieder, die bei unserer Umfrage geäußert hatten, die Gastwirte würden vielleicht am meisten unter dem bargeldlosen Lohnverkehr leiden, weil die Hüttenarbeiter nun am Lohnauszahlungstag nicht mehr ein paar „Silberlinge" gegen Bier und Schnäpschen eintauschten, diese Befürchtungen sind auch gegenstandslos geworden. Ganz davon abgesehen, daß man — vielleicht ist das Beispiel ein wenig überspitzt — sein Bier auch mit einem Scheck bezahlen kann.

Empfangsberechtigte müssen benannt werden

Sterbekasse der Belegschaft bittet um Beachtung einiger wichtiger Punkte

Von der Sterbekasse werden wir um Aufnahme folgenden Hinweises gebeten: Es muß immer wieder festgestellt werden, daß Mitgliedern der Sterbekasse bestimmte Punkte des Geschäftsablaufs und der Satzung nicht richtig bekannt sind. Daher soll noch einmal auf folgendes hingewiesen werden:

Von Belegschaftsangehörigen und Werksrentnern werden die Beiträge von Lohn, Gehalt oder Werksrente einbehalten. Bei Krankheit wird der Beitrag in der Lohnabrechnung als Überzahlung verrechnet, so daß eine persönliche Einzahlung nicht erforderlich ist. Bei späterer Arbeitsaufnahme erfolgt dann Einhalt vom Lohn. Soweit allerdings eine Aussteuerung durch die Krankenkasse erfolgt, wird in der Regel kein Beitrag mehr als Überzahlung verrechnet; die Ausgesteuerten haben die Beiträge selbst zu entrichten. Es wird daher empfohlen, bei Aussteuerung mit der jeweiligen Personalabteilung wegen der weiteren Beitragszahlung Fühlung zu nehmen.

Bei Einberufung zur Bundeswehr sind in jedem Falle für die Zeit der Einberufung die Beiträge selbst zu entrichten.

Da nach unserer Satzung bei Rückstand von drei Monatsbeiträgen nach Anmahnung und Setzung einer Frist der Ausschluß erfolgt und Ausgeschlossene bzw. Ausgeschiedene nicht mehr Mitglied der Sterbekasse werden können, ist die pünktliche Beitragszahlung von großer Wichtigkeit, um nicht mit endgültigem Verlust der Mitgliedschaft rechnen zu müssen.

In diesem Zusammenhang muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß ab 1. Juni 1961 die Stadtsparkasse Oberhausen die Kontonummer der Sterbekasse von bisher 200 in

172 007

geändert hat. Soweit Einzahlungen vorgenommen werden, wird gebeten, diese Änderung zu berücksichtigen. Die auf den Mitgliedsausweisen genannte Kontonummer ist hierdurch hinfällig geworden.

Belegschaftsmitglieder, die aus den Diensten der Hüttenwerk Oberhausen AG ausscheiden, können auch weiterhin Mitglied der Sterbekasse bleiben. Die Personalabteilungen geben Merkblätter aus, aus denen alles Wichtige zu ersehen ist. Falls der Austritt aus der Sterbekasse gewünscht wird, ist auf der Rückseite dieses Merkblattes eine Austrittserklärung vorgesehen, die unterschrieben an die Sterbekasse zu senden ist.

Die Wichtigkeit der Benennung der Person, die im Ablebensfall das Sterbegeld in Empfang nehmen soll, wird vielfach nicht erkannt. Bei Meldung einer Eheschließung wird empfohlen, den Mitgliedsausweis der Sterbekasse mitzubringen, damit sofort die entsprechenden Eintragungen durch die Sterbekasse vorgenommen werden können. Selbständige Eintragungen im Mitgliedsausweis durch Mitglieder sind für die Sterbekasse nicht bindend. Bei verheirateten Mitgliedern wird im Mitgliedsausweis vermerkt, daß der hinterbliebene Ehegatte zum Empfang des Sterbegeldes berechtigt ist. Soweit eine andere Auszahlungsweise gewünscht wird, ist dieses der Sterbekasse besonders schriftlich mitzuteilen.

Bei den übrigen Versicherten ist in jedem Falle eine besondere Benennung des Sterbegeld-Empfangsberechtigten erforderlich. Die Sterbekasse gibt jeweils Vordrucke aus, auf denen diese Benennung erfolgen kann. Leider wird ein großer Teil dieser Erklärungen nicht zurückgegeben.

Bei Unklarheiten bezüglich der Auslegung der Satzung oder sonstigen Fragen ist der Sterbekassenvorstand jederzeit zur Auskunftserteilung bereit.

UNSER WANDERTIP:

Ons alte Orsoy

Die Natur prangt wieder in ihrem schönsten Kleid. So wollen wir nach längerer Winterpause hier wieder mit der Beschreibung von Wanderwegen und lohnenden Ausflugszielen unserer näheren Heimat beginnen. In der Vergangenheit konnten wir feststellen, daß unsere Wandervorschläge bei vielen Belegschaftsmitgliedern Anklang gefunden haben. Diesmal führt uns unser Wandertip auf die andere Rheinseite ins idyllische Orsoy, unserem Rheinhafen Walsum gegenüberliegend.

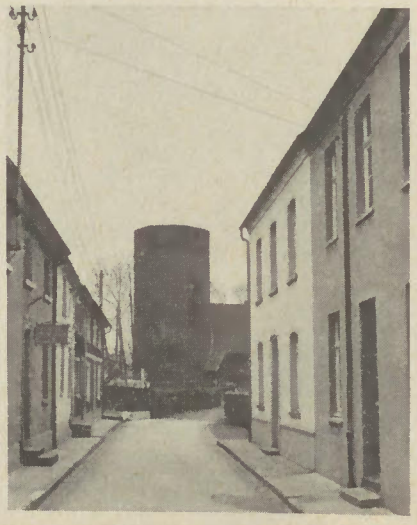
Wir wollen heute mal wieder aufs linke Niederrheinufer hinüberwechseln, und zwar ins alte, romantische Orsoy.

Gehören wir zu den Nicht-Motorisierten, dann lösen wir uns eine Sonntagskarte nach Walsum. Kraftfahrzeugbesitzer fahren am besten über Buschhausen und Biefang nach Holten, dann am Sassenhof vorbei bis Wehofen, steuern beim Driesenbusch (rechts) über die Bahn, dann rechts ab nach Walsum und dort zur Rheinfähre.

Aber schauen wir uns zuerst einmal etwas in Walsum um, zumal uns Hüttenwerkern ja nicht unbekannt ist, daß unser Werk hier einen Hafen besitzt, zu dem die 14 km lange Werksbahn direkt zu unseren Hochöfen führt. Dann ist da auch noch die Rheinwerft der GHH, die schon von 1828 bis 1899 betrieben wurde, dann aber wegen der starken holländischen Konkurrenz stillgelegt war, um 1920 aber wieder in Betrieb zu kommen. Auf der Werft, die heute eine der führenden Werften am Rhein ist, werden sogar Seeschiffe gebaut. Man steht gerne am Hafen und am Rhein und schaut dem äußerst regen Verkehr zu.

Dann aber zur Wagenfähre „Glückauf" an den Rhein! Sie wird immer noch meist die „Ponte" genannt. Wir brauchen nicht wie in alten Zeiten zu rufen „Hol über, Schiffsmann, hol über!", denn heutzutage geht es dort ständig hin und her. Gegen Schluß des letzten Krieges wurde um den Rheinübergang hier äußerst heftig gekämpft, wodurch schwere Schäden entstanden, leider auch an alten Gebäuden der Stadt, die teilweise verlorengingen. Aber die Orsoyer haben sich in der 730jährigen Geschichte ihres verträumten Städtchens niemals durch Krieg, Brand und Wassersnot entmutigen lassen.

Alle Zeiten überdauerte diese alte Stadt. Drei Roßköpfe — ein Rappe, ein Schimmel und ein Fuchs — bilden das Wappen dieser bilderbunten Siedlung. Auffallend die Straßen aus Rheinkieselpflaster. Die kleinen sauberen Häuschen sind farbenfroh angestrichen. Auch stattliche Patrizierhäuser mit getreppten und geschweiften Giebeln, schönen Türen und holländischen Fenstern, lenken unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir gehen an Resten von Mauern und Türmen, an zerfallenen Wällen und Gräben und eigenwillig geschnörkelten Häuserzeilen entlang. Noch stehen die alten Pumpen in den Gassen, wenn sie auch die Wasserleitung entbehrlich gemacht hat. Die einstigen Festungswälle sind zu prächtigen Lindenalleen ausgebaut, zeigen aber noch Bollwerke aus dem 16. Jahrhundert, Teile der Stadtmauer mit Brustwehren. Seit 1392 befand sich in Orsoy eine klevische Zollstätte und bis ins 18. Jahrhundert ein wichtiger Rheinübergang, weshalb die auf einer hochwasserfreien Insel in der Rheinaue frühzeitig starke Befestigungen hatte, die 1762 von den Franzosen niedergerissen wurden. Über den alten Stadtgraben, der allerdings nur bei hohem Wasserstand des Rheins mit Wasser gefüllt ist, schweift der Blick froh in die mit Obstbäumen bestandenen Wiesen. Besonders schön ist es im Frühjahr, wenn hier alles blüht und sprüht. Wo die alte Stadtmauer noch besonders gut erhalten ist, erhebt sich die katholische Pfarrkirche, die einen sehr wertvollen altniederländischen Schnitzaltar aus dem 15. Jahrhundert mit bemalten Flügeln besitzt.



Von einem Teil der alten Stadtmauer von Orsoy sind bemerkenswerte Reste erhalten geblieben. Hier einer von den ehemals 11 Türmen der Stadt.

Orsoy ist ein von den Menschen der nahen Groß- und Industriestädte gern aufgesuchtes Fleckchen. Raucher kennen Orsoy wegen einiger hier ansäßiger Tabak- und Zigarrenfabriken.

Die Umgebung sowie das Städtchen selbst weisen viele wunderschöne Spaziergänge auf. Wer Zeit und Lust dazu hat, dem kann man zu einem kurzen Spaziergang ins Rheinwiesenbett nach dem zwischen Baumverstecken ruhenden kleinen Baerl empfehlen. Man kommt am Orsoyer Berg, an der Lohmühle vorbei in die Lohheide vor dem großen Baerler Busch.

Radler und Motorisierte mögen einen Abstecher nach dem alten Rheinberg machen mit allen seinen alten Schönheiten. Von hier aus wird übrigens ein bekannter Magenschnaps in alle Welt exportiert.

Die Fußgänger fahren wieder mit der „Ponte" über den Rhein zurück, um in Walsum den Zug zu besteigen. — Radfahrer und Motorisierte können den Rückweg über Homberg-Duisburg nehmen.

ThyssenKrupp Corporate Archives

Dös san halt Weaner G'schichten



Wien stand in diesen Tagen im Mittelpunkt weltpolitischen Interesses. Aber nicht das Treffen zwischen Kennedy und Chruschtschow soll diesmal Gegenstand unserer Erörterung sein, sondern der Kongreß Europäischer Werkzeitschriften-Redakteure, der Mitte Mai in der österreichischen Hauptstadt stattfand. Die FEIEA — so lautet die Abkürzung für „Federation of European Industrial Editors Associations" — veranstaltet alle drei Jahre einen Kongreß, um die vielfältigen Probleme der betrieblichen Publizistik auch auf internationaler Ebene zu erörtern. Für denjenigen, der in der industriellen Arbeitswelt journalistische Aufgaben zu erfüllen hat, kann es nur förderlich sein, auch einmal mit den Kollegen aus England, Frankreich, der Schweiz, Schweden, Finnland, Italien, Griechenland oder anderen europäischen Ländern in Gedankenaustausch zu treten. Daß den Werkzeitschriften im modernen industriellen Leben eine große Bedeutung zukommt, wird im Ausland oft viel stärker hervorgehoben als bei uns. Immerhin aber zeigte der Kongreß, daß die Probleme, denen sich ein Werkzeitschriften-Redakteur in Westdeutschland gegenübersieht, sich in fast der gleichen Form auch den ausländischen Kollegen stellen. So diente der FEIEA-Kongreß dem Ziel, den teilnehmenden Werkschriftleitern die Probleme ihrer Arbeit nicht nur aufzuzeigen, sondern ihnen durch Diskussionen, Gedanken- und Erfahrungsaustausch auch zu helfen, sie zu bewältigen. Darüber hinaus bot die Hofburg, in der der Kongreß stattfand, die rechte Kulisse für ein solches europäisches Gespräch. Wie überhaupt die Stadt Wien mit ihrem Charme und ihrer Kulturfreudigkeit einen wundervollen Rahmen abgab für den Kongreß. Wir wollen daher nicht über die mehr oder weniger nüchternen Arbeitssitzungen des Kongresses berichten, sondern vielmehr den FEIEA-Kongreß zum Anlaß nehmen, um über Wien zu plaudern, über die Atmosphäre und Stimmung, die heute jene Stadt erfüllt, die so reich ist an Reminiszenzen aus deutscher und österreichischer Vergangenheit.

Kommt man aus dem Westen nach Wien, so scheint schon die Fahrt von der Staatsgrenze bei Salzburg bis in die Bundeshauptstadt ein Vorgeschmack dessen zu sein, was man nur allzu leicht als „typisch österreichisch" zu bezeichnen pflegt, wobei dieser Ausspruch eher als Seufzer gehört werden will denn als Anerkennung. Denn, kaum, daß man sich über die Tatsache zu freuen begann, daß die Autobahn auch auf österreichischem Boden weiterläuft, ist sie auch schon zu Ende. Aber wenn man sich dann wieder über die oft überfüllte, nicht immer modernen Anforderungen entsprechende Bundesstraße 1 zu ärgern beginnt, ist schon wieder ein neues Stückchen Autobahn da, gerade lang genug, daß es sich lohnt, sie zu benützen. So geht das weiter, dreimal insgesamt. Der „Fleckerlteppich" der Autobahn geleitet den Autofahrer mit Unterbrechungen, die im Augenblick noch größer sind als die Autobahn selbst, allmählich nach Wien.

Wien: die Stadt unzähliger Träume; an der schönen blauen Donau; der Walzerträume; nur du allein; die Stadt der Operette; die Stadt feuchtfröhlichen Dahinwurschtelns; singendes, lachendes, tanzendes, immer verliebtes Wien!

Oder: Wien, der Wasserkopf Österreichs; die rote Kaiserstadt; die geschminkte Leiche; letzte Schlupfwinkel europäischen Phäakentums; die Stadt, die sich selbst überlebt hat. Was stimmt nun? Alles? Nichts? — Am besten, man überzeugt sich selbst.

Nehmen wir die Tafel am Straßenrand, die uns verkündet, daß wir Wien betreten und daher nicht schneller als 50 fahren und nach 20 Uhr nicht hupen dürfen, nicht allzu ernst; denn diese Tafel, die da mitten im Grünen steht, als hätte sie einen Sonntagsausflug in den Wienerwald gemacht, ist das stehengebliebene Denkmal eines bürokratischen Irrtums, den man seit 50 Jahren zu berichtigen weder Zeit noch Lust hatte. 1910 nämlich errechneten die Statistiker, daß die Kaiser- und Residenzstadt im Jahre 1960 etwa 4000000 Einwohner haben werde. Man setzte also, ausnahmsweise einmal sehr weitblickend, Stadtgrenzen fest, die einer solchen Bevölkerungszahl entsprechen würden, man schob sie weit nach Westen in den damals wie heute fast unverbauten Wienerwald hinaus. In einer Novembernacht des Jahres 1918 aber starb das große Reich an den Folgen eines Weltkrieges, den die Statistiker nicht einkalkuliert hatten, und am nächsten Morgen erwachte Wien als Hauptstadt einer kleinen Republik, als Hauptstadt, die selbst ein Drittel der gesamten Einwohner dieses neuen Staates beherbergte. Die amtlich berechnete und als verbindlich anerkannte Entwicklung blieb aus — was ja zuweilen vorkommen soll —, was aber übrigblieb, waren die Stadtgrenzen einer Viermillionenstadt, die allerdings auch heute noch, wie 1910, knapp zwei Millionen Einwohner hat, eine Stadtgrenze, die heute freilich einen neuen Lebenssinn gefunden hat, da sie es den Verkehrsstreifen ermöglicht, Strafen für die Übertretungen der 50 Stundenkilometer, die im Stadtverkehr vorgeschrieben sind, 20 Kilometer früher einzuheben, als sie es, stünden die Tafeln dort, wo sie hingehören, dürften.

Nehmen wir also die Tafeln am Straßenrand nicht ernst; halten wir die paar Häuser, die bald folgen, nicht für Wien; fahren wir trotzdem weiter. Es kommen wieder kleine Häuser und dann ein Dorf und dann ein Städtchen, das Purkersdorf heißt, das gehört schon alles zu Wien, ohne aber Wien zu sein; und dann, ganz allmählich, langsam — beginnt wirklich Wien. Wir fahren die Wientalstraße entlang, Peripherie zuerst, wie Peripherie eben überall ist, also weiter, dann kommt eine Hochbahn, die nach hundert Metern zur Straßenbahn wird und nach weiteren hundert in der Erde verschwindet, aus Scham, weil sie so alt ist, aus Größenwahn, weil sie Untergrundbahn sein will, wer weiß es? Und dann kommt auch für die Straße eine Unterführung, und plötzlich sehen wir rechts das Schloß Schönbrunn. Es schaut genau so aus wie auf den Postkarten, die wir kennen, genau wie in den Operettenfilmen, die wir nicht kennen, weil sie sich niemand mehr anschaut. Der Fremde wird bei der Ankunft daran vorbeifahren — besichtigt wird erst übermorgen — ohne sich mehr zu denken, als etwa: ach ja, das ist Schönbrunn. Der Wiener aber wird angesichts des Schlosses denken: hier starb am 21. November 1916 die Monarchie. Hier starb der letzte Kaiser.

Historisch gesehen stimmt beides nicht: denn die Monarchie ging erst zwei Jahre später unter, und der letzte Kaiser, Karl I., starb 1922 in der Verbannung auf Madeira.

Für den Österreicher aber, und vor allem für den Wiener, dem die persönliche Einstellung zu einer Tatsache oft wichtiger ist als die Tatsache an sich, ging die Monarchie mit dem Mann unter, der da auf seinem Feldbett im Schloß Schönbrunn am 21. November 1916 die Augen schloß, mit dem 86jährigen Kaiser Franz Joseph. Viele Menschen, vor allem jüngere, werden, wenn man sie heute fragt, wer der letzte Kaiser gewesen ist, Franz Joseph nennen. Seine Persönlichkeit ist heute Legende. Und wenn auch Wien heute „rot" ist, sozialdemokratisch mit fast Zweidrittelmehrheit, wenn es auch kaum noch einen Menschen hier gibt, der die Restauration der Monarchie für möglich oder für wünschenswert hielte: die Person des „letzten Kaisers", der es trotz der chronologischen Unrichtigkeit dieser Behauptung historisch gewesen ist, wird nicht angetastet. Was hier noch gilt und bleibt, ist der Mensch.

Das gilt für die Einstellung einer Vergangenheit gegenüber, die man nicht verleugnet, auch wenn man sich mit ihr nicht mehr identifizieren möchte.

Wir haben also Schönbrunn hinter uns gelassen, wir sind weitergefahren, und dann, nach einem Zwischenspiel, das nicht mehr ganz Peripherie ist und noch gar nicht Großstadt, weitet sich die Straße zu einem Kreisverkehr, und hier, beim Westbahnhof, hat der Fremde, der zum ersten Male ankommt, wohl endlich das Bild, das er sich erwartet und erhofft hat. Drei Kilometer lang geht es nun die Mariahilfer Straße hinunter, drei Kilometer Geschäfte, Verkehr, Menschen, sehr viele Menschen. Man hat Lust, irgendwo stehenzubleiben und sich die Schaufenster anzusehen, aber wir müssen weiterfahren, denn die Mariahilfer Straße ist eine Schienenstraße, und das Parken in Schienenstraßen ist in Wien verboten, im Sommer von 5 bis 20 Uhr, im Winter überhaupt. Ursprünglich wurde diese Maßnahme getroffen, um das Schneeräumen in den winterlichen Straßen zu erleichtern, aber obwohl es im letzten Winter in Wien überhaupt nicht geschneit hat

Österreichische Nationalbibliothek Archives



Pferdedroschken, die in Wien den beziehungsvollen Namen „Fiaker" führen und eigentlich fester Bestandteil des Straßenbildes der österreichischen Hauptstadt sind, stehen aber auch hier auf dem Aussterbeetat. Nur noch wenige Kutschen schlenkern mühsam durch das Verkehrsgewimmel der Wiener Innenstadt. Auf ihrem Standplatz vor der Staatsoper warten die Kutschen auf Kundschaft. Nur hin und wieder unternimmt ein Fremder den Versuch, sich in den Fond einer Droschke zu werfen, während der Fiaker umständlich die Pferde von ihren Decken befreit, sich auf dem Kutschbock installiert, mit der Peitsche knallt und solcherart sein Gefährt allmählich in Bewegung bringt.

(was hier eher die Regel als eine Ausnahme ist), bleibt das Schienenparkverbot bestehen, Sommer und Winter. Vielleicht hat der Mann, der diese Verordnung ersonnen hat, dafür das Große Verdienstkreuz in Gold bekommen, und wahrscheinlich müßte er es wieder zurückgeben, wenn man jetzt anerkannte, daß die Maßnahme keinen sehr großen praktischen Wert hat. Aber man hat hier aufgehört, sich darüber zu ärgern, man hat sich angewöhnt, darüber zu lachen, wie man über alles lacht, woran man nichts ändern kann.

Dann, so plötzlich, wie sie begonnen hat, endet die Mariahilfer Straße; sie endet dort, wo Wien beginnt, jenes Wien, das wir kennen, das wir suchen: die Mariahilfer Straße läuft sich an der Hofburg tot, der letzten Residenz der Habsburger, dahinter sieht man den Turm des Stephansdomes, rechts und links aber die Ringstraße, die um die Innenstadt führt und alles besitzt, was eine selbstbewußte Prunkstraße nur haben muß: Hofburg und Parlament, Staatsoper und Burgtheater, Universität und Rathaus. In ihre Einzelbestandteile zerlegt, jedes Bauwerk also für sich betrachtet, ist sie, um es ehrlich zu sagen, total verpfuscht; hier leben alle Stilarten weiter, deren sich die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in Ermangelung eigener Inspiration bemächtigt hat: der Klassizismus des Parlaments ist genauso unecht wie die total indiskutable Gotik des Rathauses, und die Oper ist wenigstens ehrlicher, sie bemüht sich gar nicht, einen Stil vorzutäuschen. Aber man darf kein Pedant sein, in dieser Stadt noch weniger als anderswo. Man soll die Ringstraße als Ganzes sehen, mit den Bauwerken und den hohen Bäumen und den Menschen und dem Himmel darüber, am Abend vor allem, in der Dämmerung, wenn der Himmel im Westen gelb und hell ist und die ersten Lichter aufflammen; da verschwinden die Einzelheiten, was bleibt, ist Umriß, Kontur, großartig und großzügig geplant und durchgeführt in seiner Gesamtheit. Dann vergißt man, daß die gotischen Bögen des Rathauses mit dem Geist der Gotik auf dem Kriegsfuß stehen, dann übersieht man, daß die Pallas Athene, die vor dem Parlament steht, der Heimstätte österreichischer gesetzgebender Weisheit den Rücken kehrt, was eine politische Opposition im Parlament — wenn es eine gäbe — bestimmt ausnützte.

So ist man nun in Wien angekommen, man hat sein Hotel aufgesucht, man ist am Abend vielleicht noch ein wenig spazieren gegangen, über die Kärntner Straße, über den Graben, zum Stephansdom, dessen Turm wirklich bis in den Himmel zu reichen scheint, wenn es ein wenig neblig ist und die sich verjüngende Spitze im Grau verschwindet. Man wundert sich, wie schnell das Leben auf den Straßen erlischt. — Wien hat kein Nachtleben im Sinne von Paris oder Rom. Die Theater beginnen so früh, daß die Vorstellungen meist um zehn Uhr zu Ende sind, ebenso die Konzerte, die man hier besucht wie in anderen Städten die Tanzcafés. Die paar Nachtlokale in der Innenstadt reichen vollkommen aus für die Fremden, die unbedingt etwas erleben wollen. Der Wiener braucht sie höchstens, wenn er Besuch von auswärts hat. Man kann es natürlich tun wie überall: die übliche Autobusrundfahrt, halbtägig oder ganztägig, mit oder ohne Umgebung. Man wird auf diese Weise alles sehen, was im Reiseführer auch nur die Spur eines Sternchens hat, man wird besucht haben, was man besucht haben muß —, so man das Gefühl hat, etwas zu müssen, ein Gefühl allerdings, das auch Fremde in dieser Stadt sehr schnell verlieren. Sicherlich, man soll sich diese oder jene Sehenswürdigkeit ansehen, die Wohnstätten Beethovens, das Geburtshaus Schuberts, wenn man in die Musikstadt Wien gekommen ist; die Schatzkammer in der Hofburg, wenn man eine Beziehung zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation hat, denn hier liegen die alten Reichsinsignien, heißumstritten, die, wie unlängst Außenminister Kreisky dem Rheinländer Jacques Königstein versicherte, sich hier sehr wohlfühlen und nicht die Absicht haben, nach Aachen zu übersiedeln. Wenn man gar eine Beziehung zu Österreich bekommen will, gehe man in die Kapuzinergruft; hier liegen die Habsburger begraben. Und wenn man vor den Prunksärgen steht, die langsam an der Zinnpest zerfallen, wenn man sein Herz frei gemacht hat von Vorurteilen, wenn man guten Willens ist, wird man begreifen, daß man den Begriff Österreich nicht durch das NS-Schlagwort „Ostmark" ersetzen kann.

Man kann also Wien mit dem Reiseführer in der Hand besichtigen. Dann wird man eine Großstadt kennenlernen, die wieder im Begriffe ist, eine Weltstadt zu werden, die Stadt einer Welt vielleicht, die allmählich versinkt. Man wird die Stadt kennenlernen. Verstehen lernen wird man sie nicht.

Verstehen kann man die Stadt nur durch ihre Einwohner; durch die Herkunft, die Geschichte dieser Einwohner; man begreift viel, wenn man sich der sonst nur in Witzen vorkommenden Lektüre des Wiener Tefefonbuches widmet. Oder, wenn man sich die Mühe macht, einmal nicht die Schaufenster der Geschäfte, sondern die Firmenschilder darüber zu betrachten. Die Namen, die da stehen, kommen aus allen Winkeln der ehemaligen Monarchie, ja, darüber hinaus aus dem ganzen Habsburgerreich, in dem die Sonne nicht unterging und das über Spanien bis Amerika reichte. Und so sehr man seine Eigenart bewahrt hat —, die Schneider und die Schuster Wiens sind fast durchweg Tschechen, und sie haben ihre Namen bis heute ebensowenig geändert wie die Ungarn und Kroaten, die Rumänen und Italiener, die Galizier und Ruthenen, die einst jahrhundertelang in die Hauptstadt zogen, um hier ihr Glück zu versuchen. Sie haben hier geheiratet, der Tscheche eine Ungarin, der Kroate eine Jüdin, der Ruthene vielleicht sogar eine Angehörige der deutschsprachigen Minderheit der alten Monarchie —, und aus diesem Gemisch ist der Wiener entstanden, jeder einzelne ein Abbild des alten Reiches, seiner Toleranz, seiner Fähigkeit und Bereitschaft, den anderen zu verstehen, so er ihm nur ein ganz bißchen dabei entgegenkommt. Es darf weder wundern noch befremden, daß dieser Mensch kein Nationalgefühl hat. (Wenn er es hätte: welches? Das der ungarischen Großmutter oder der spanischen Ahnin oder gar des Vaters aus Brünn? Denn „Österreich" ist kein nationaler Begriff, sondern ein politischer, und auch heute erklärt die starke ungarische Minderheit im Burgenland genau wie die zehn Prozent Tschechen, die in Wien leben, daß sie Österreicher sind, und sie wären sehr böse, versuchte man, ihnen etwas anderes einzureden.) So also ist dieser Menschenschlag entstanden, der uns da auf der Straße entgegenkommt, sehr lebensfroh, doch nicht oberflächlich, sehr höflich, doch nicht falsch, dem Vergnügen zugetan, doch nicht faul.

Denn der Mensch arbeitet hier wie überall auf der Welt. Er spricht allerdings nicht so viel davon, wie anderswo, er macht die Arbeit nicht zum Mittelpunkt seines Denkens, seines Daseins, sondern zum Mittel, mit dem Dasein fertig zu werden. Man arbeitet und hat gearbeitet, das kann jeder sehen, der die Stadt, der das ganze Land 1945 besucht hat und es heute wiedersieht. Aber man hat dabei (und nicht: daneben!) Zeit für sich, für seine Freunde, für das Leben. Man hat hier nicht das Gefühl, seine Pflicht zu verletzen oder gar etwas Böses zu tun, wenn man sich am späten Vormittag mit seinen Freunden (und Freundinnen) im Expresso oder im Kaffeehaus trifft. Man liest hier seine Zeitung, man schaut zum Fenster hinaus, man plaudert. Und — alle, die es nicht glauben, werden gebeten, die Probe zu machen — man wird nicht gefragt, was man für einen Beruf hat, was man verdient, was für ein Auto man fährt. Das Materielle hat hier noch nicht aufgehört, des Menschen Diener zu sein, das Geld ist das Mittel, die Zeit, die man nicht damit verbringt, es zu verdienen, so angenehm wie möglich zu gestalten, und das Auto ein Verkehrsmittel, nicht Ausdruck einer mangelnden Persönlichkeit. Das darf man nicht falsch verstehen: auch in Wien hat heute fast jeder seinen Wagen. Auch Österreich hat sein Wirtschaftswunder. Und über dieses erzählt man sich hierzulande folgende Geschichte: Der Unterschied zwischen dem deutschen und dem österreichischen Wirtschaftswunder? Hier ist er: das deutsche Wirtschaftswunder ist das Produkt von Ausdauer, Fleiß, Sparsamkeit, Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit. Das österreichische Wirtschaftswunder ist ein wahres Wunder. An sich stimmt das ja nicht, denn natürlich ist auch der wirtschaftliche Aufschwung Österreichs den Menschen nicht als Geschenk in den Schoß gefallen. Aber als Bonmot ist die Geschichte typisch für die Art dieser Menschen, über sich selbst zu lächeln, sich selbst nicht allzu ernst zu nehmen, sich selbst sozusagen aus dem Bestand einiger Meter, einiger Jahre zu betrachten. Viele nennen es Laxheit, Schlappheit. Man kann aber genauso gut — und viel netter — sagen, daß es eine Geringschätzung alles Vergänglichen ist. Das Leben des Wieners spielt sich zwischen zwei Sätzen ab, die sich nur scheinbar widersprechen: „Da kann man halt nix machen" und „Da muß was geschehen". Zwischen diesen beiden Extremen wird ein Mittelweg gegangen, ein Mittelweg, der bestimmt genau so gut oder genau so schlecht ist, wie alles, was Menschen beginnen.



Wer nach Wien kommt, sollte nicht versäumen, die Spanische Reitschule in der Hofburg zu besuchen. In dieser vor 225 Jahren gegründeten Reitschule zeigen ausschließlich Lipizzanerhengste spanischen Bluts die „Hohe Schule" in Vollendung. Auf unserem Bild sieht man einen Lipizzaner in der Courbette, wobei der Hengst mehrere Sprünge auf der Nachhand ausführt.

Unglaublich aber ist die Verbundenheit dieser Menschen mit allem, was Kultur, was Musik ist. Die Ausstellungen großer Maler werden von Hunderttausenden besucht. Man geht ins Theater, wie man anderswo ins Kino geht; die rund zwanzig Theater, die in Wien allmählich spielen, sind fast immer ausverkauft, vom Burgtheater bis zur kleinsten Kellerbühne in der Vorstadt. Und die Musik —, echte Musik, nicht jene Wein- und Operettenlieder, die eher Exportartikel sind denn Volksgut —, hat eine Breiten- und Tiefenwirkung wie wohl nirgends sonst auf der Welt. Man versuche es einmal: man kann sich hier mit dem ganz einfachen Mann auf der Straße, mit dem Polizisten, mit dem Marktweib, mit der Aufwartefrau über die letzte Premiere in der Oper unterhalten oder über



Auf Schritt und Tritt stößt man in Wien auf Spuren musikgeschichtlicher Vergangenheit, ob es sich nun um Mozart, Beethoven, Schubert oder Strauß und Lehar handelt. Auf unserem Bild die Höldrichs Mühle im Wienerwald. Hier steht am Brunnen vor dem Tore der Lindenbaum, dem Franz Schubert durch seine Komposition ein unvergängliches Denkmal setzte.

das jüngste Philharmonikerkonzert unter Karajan, und man wird immer wieder verblüfft sein über das Verständnis, das hier nicht etwa eine auserwählte Klasse, sondern wirklich das Volk der Musik entgegenbringt.

Und dann: Wien hat dreihundert Jahre lang ein Vielvölkerreich zusammengehalten, indem man mit dem anders gearteten Partner sprach, verhandelte, indem man Kompromisse schloß, indem man verschiedene Sprachen, verschiedene Kulturkreise, verschiedene Interessen auf einen Nenner brachte. So ist die oft mißverstandene Kompromißbereitschaft entstanden, die auch heute noch in der oft belächelten, oft angegriffenen, und doch so notwendigen Regierungskoalition weiterlebt, einer Koalition von Sozialisten und Konservativen, die 90 Prozent der Wähler verkörpert und die, allgemein verständlich ausgedrückt, darauf basiert, daß man nicht jedem den Schädel einschlagen muß, der nicht gleich Bruder, sondern nur Mitmensch oder Nachbar sein will.

Wien hat das viele Fremde, das jahrhundertelang in seine Mauern kam, weder zurückgestoßen, noch gewaltsam zu ändern versucht. Es hat von ihm angenommen, was wert schien, angenommen zu werden, es hat aufgesogen, was sich aufsaugen ließ, bis das Fremde, oft sogar unverändert, ein Bestandteil des Heimischen wurde. So ist Wien geworden, was es ist. Schlecht? Gut? Nein! Höchstens ein wenig anders.

Das alles wird man kaum erfahren, wenn man nur mit dem Reiseführer durch Wien geht; auch die Erklärungen des Fremdenführers im Autobus werden es uns nicht sagen. Und doch, es lohnt sich, dieses Wien zu suchen, vorausgesetzt, daß man bereit ist, dafür manches Vorurteil einzutauschen, das man in seinem Reisegepäck mitgebracht hat.

Österreichisches Archiv

HOAG-Chronik

WERK OBERHAUSEN

Geburten:

5. 3.:
Friedrich Ernst, Sohn Friedhelm

15. 3.:
Karl Wetzels, Sohn Volker

20. 3.:
Heinz Essing, Tochter Nicole

3. 4.:
Walter Meier, Tochter Beate

5. 4.:
Heinz Fohrmann, Tochter Heike

6. 4.:
Bernhard Euwens, Sohn Ludger

11. 4.:
Willi Wirschem, Tochter Martina

12. 4.:
Friedhelm Schelkes, Sohn Günter

14. 4.:
Adam Kamchen, Sohn Günther; Alfred Senft, Sohn Volker

15. 4.:
Karl Sonneck, Tochter Birgit; Bruno Thielert, Tochter Birgit; Heinrich Tillenburg, Tochter Monika

16. 4.:
Harry Dieckmann, Sohn Martin; Siegfried Furchert, Tochter Beate

17. 4.:
Herbert Rüdel, Tochter Annegret

18. 4.:
Norbert Jansen, Tochter Gudrun; Karl-Heinz Zuck, Tochter Irmhild

19. 4.:
Hans Wawrzyniak, Tochter Michaela

20. 4.:
Aloys Goorißen, Sohn Norbert; Aloysius Högner, Tochter Jutta

21. 4.:
Bruno Hertog, Tochter Regina; Hans-Gerd Reinfelder, Sohn Frank; Heinrich Rüweller, Söhne Frank und Ralf

22. 4.:
Hans Glantschnig, Sohn Heinz; Friedhelm Hausmann, Sohn Ralf

23. 4.:
Norbert Kamp, Sohn Thomas

25. 4.:
Heinz Borkowski, Sohn Joachim; Ottomar Munsteiner, Sohn Arno

26. 4.:
Johann van Boxem, Tochter Silvia; Horst Hornung, Tochter Sabine; Alfred Kobau, Sohn Frank; Werner Spill, Sohn Frank; Berthold Plein, Sohn Andreas; Werner Stoffel, Sohn Reimund

Eheschließungen:

25. 3.:
Egon Lentzen mit Magdalene-Helene Philipp

30. 3.:
Elisabeth Hahnbück mit Heinrich Bargon

6. 4.:
Franz-Josef Kalthoff mit Marlis Rudolph; Bruno Popihn mit Christel Heppner

7. 4.:
Hermann Behrens mit Siegried Roos

14. 4.:
Artur Blaschke mit Katharina Abenard; Günter Dorroch mit Ursula Theil; Helmut Kempmann mit Renate Baumgart

18. 4.:
Friedhelm Martz mit Walburga Robusch; Wilhelm Müller mit Christine Zimmermann

20. 4.:
Rudi Gast mit Frigga Krahn

21. 4.:
Franz Abels mit Antonia Terörde; Heinrich Düren mit Gertrud Tollkamp; Wolfgang Wasserthal mit Doris Wreschinski

25. 4.:
Heinz Stockdreher mit Anna Blüggel

27. 4.:
Gerd Stangl mit Magdalene Kallenberg

WERK GELSENKIRCHEN

Geburten:

1. 4.:
Hubert Kinder, Sohn Thomas

2. 4.:
Willi Pruhs, Tochter Anette

4. 4.:
Georg Kies, Sohn Frank; Günter Walter, Tochter Ute

8. 4.:
Ernst Pogodda, Tochter Monika

10. 4.:
Alois Kriegs, Sohn Andreas

11. 4.:
Gerhard Artmann, Sohn Dirk

18. 4.:
Emil Piotrowski, Sohn Dirk

22. 4.:
Lothar Schwarzbach, Tochter Silke

23. 4.:
Manfred Modlich, Sohn Wolfgang

30. 4.:
Siegfried Lipinski, Sohn Michael

2. 5.:
Günter Bednarowicz, Sohn Detlef

Neueinstellungen und Ernennungen

Neueinstellungen:

6. 2.:
Erich Häfner, Leiter des Werksgasthauses

1. 4.:
Dr. Wolfgang Meier, Assistent, Versuchsanstalt

Ernennungen:

1. 2.:
Heinz Thomas, Betriebsleiter, Südhafen Walsum

1. 3.:
Heinz Dyballa, Meister, Wasserwerke

1. 4.:
Horst Schmidt, Platzmeister, Stahlwerke

Jubilare im Monat Mai

50jähriges Dienstjubiläum:

Anton Bebar, Baubetrieb Stahl- und Walzwerke
Jakob Doenges, Baubetrieb Hochöfen
Hans Kirchhoff, Lohnrechnung
Nikolaus Kuhn, Abteilung Verkehr
Heinrich Schleisick, Abteilung Verkehr

40jähriges Dienstjubiläum:

Wilhelm Beisenbruch, Maschinenbetrieb
Albert Holstein, Werk Gelsenkirchen
Siegismund Rothe, Stahlwerke
Konrad Schmidt, Baubetrieb Stahl- und Walzwerke
Sebastian Schütz, Baubetrieb Stahl- und Walzwerke
Fritz Schwarzkopf, Maschinenbetrieb
Bruno Zech, Werk Gelsenkirchen

25jähriges Dienstjubiläum:

Heinrich Altena, Verkauf
Herbert Bock, Werk Gelsenkirchen
Aloys Borovnik, Maschinenbetrieb
Heinrich Callenbach, Siemens-Martin-Stahlwerk
Karl Dorighi, Siemens-Martin-Stahlwerk
Franz Dziuba, Siemens-Martin-Stahlwerk
Hans Echterbruch, Blechwalzwerk
Wilhelm Eichelberg, Block- und Profilwalzwerke
Walter Ferchert, Baubetrieb Hochöfen
Otto Fries, Versuchsanstalt
Josef Greef, Baubetrieb Blechwalzwerk
Theodor Grohmann, Thomasstahlwerk
Fritz Heineke, Maschinenbetrieb
Kurt Hellwig, Maschinenbetrieb
Tillmann Honstraß, Abteilung Verkehr
Bruno Kolodziejski, Zementwerk
Gustav Kornell, Abteilung Verkehr
Paul Moske, Siemens-Martin-Stahlwerk
Wenzel Mrozinski, Siemens-Martin-Stahlwerk
Josef Paßgang, Maschinenbetrieb
Wilhelm Plein, Blechwalzwerk
Johann Rduch, Thomasstahlwerk
Richard Salfeld, Siemens-Martin-Stahlwerk
Heinrich Schier, Hochofenbetrieb
Walter Schmitz, Abteilung Verkehr
Wilhelm Schürg, Elektrischer Betrieb Stahl- und Walzwerke
Paul Szeffs, Hochofenbetrieb
Franz Wallmann, Hauptlagerhaus
Franz Wischer, Abteilung Verkehr

Sie gingen von uns

2. 2.:
Johann Loos, Pensionär

29. 3.:
Herbert Neitzert, Pensionär

1. 4.:
Hermann Naujokat, Werk Gelsenkirchen

4. 4.:
Friedrich Kebbe, Pensionär

6. 4.:
Karl-Heinz Jung, Werkschule

7. 4.:
Hermann Weißfuß, Pensionär

8. 4.:
Jakob Vester, Walzwerke Betriebsbüro

12. 4.:
Johann Meyer, Abteilung Verkehr

15. 4.:
Ludwig Dittmer, Sozialbetriebe

24. 4.:
Otto Dannehl, Pensionär

26. 4.:
Helmut Keimer, Maschinenbetrieb

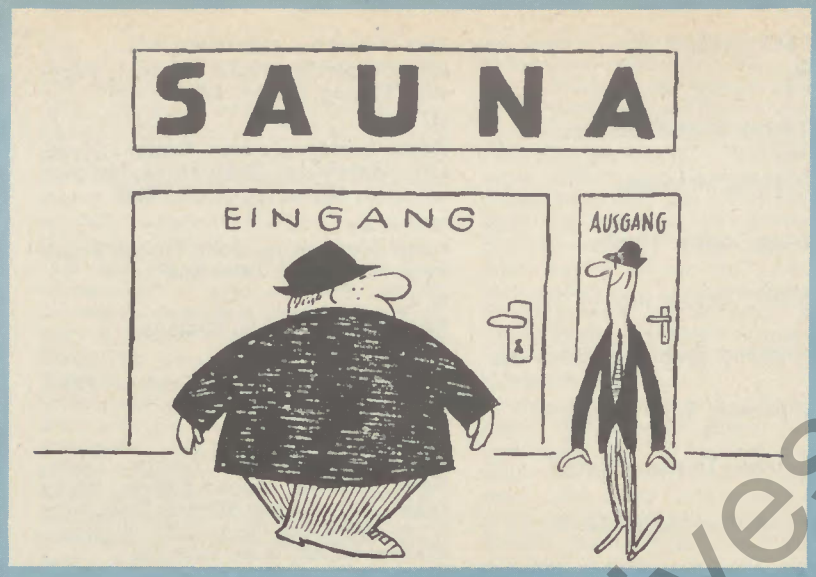
29. 4.:
Fritz Gosny, Maschinenbetrieb

thyssenkrupp Corporate Archives



„Guck mal, seitdem der Emil unter die Rohköstler gegangen ist, sieht er wie ein Karnickel aus."

Ohne Schweiß — kein Preis!

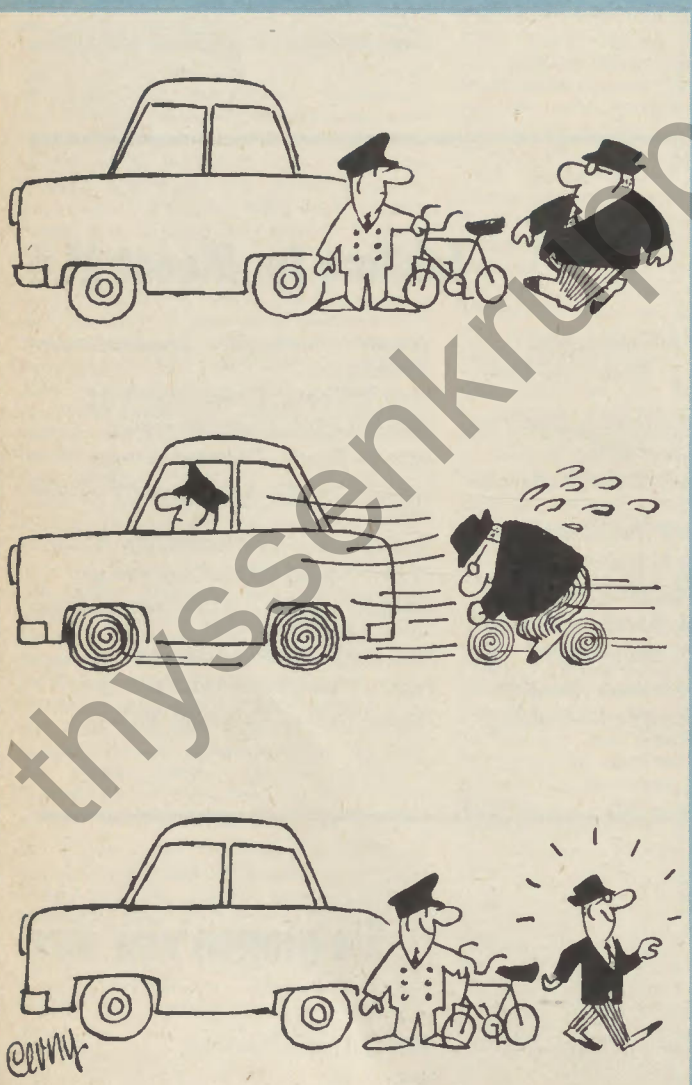


LEBE DICH GESUND

Rezept zu einem verlängerten Leben durch Rohkost, Sauna und Ausgleichssport von Kurt Cerny



„. . . bei durchgedrückten Knien berühren die ausgestreckten Finger die Schuhspitzen."



Der tägliche Berufsweg des Herrn Direktors



„Ach sieh mal an — Dein Obsttag ist wohl schon zu Ende?"



„Der Alte brummt ja heute wieder den ganzen Tag."
„Ach wo, dem knurrt nur der Magen, seitdem er sich vegetarisch ernährt."

thyssenkrupp Corporate Archives